Angela
MARSONS
IHR STUMMER
SCHREI

Übersetzt von Elvira Willems

bookouture

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
„Silent Scream“
bei Storyfire Ltd. trading als Bookouture.

Neuausgabe herausgegeben von Bookouture, 2022
1. Auflage August 2022

Ein Imprint von Storyfire Ltd.
Carmelite House
50 Victoria Embankment
London EC4Y 0DZ

www.bookouture.com

Copyright der Originalausgabe © Angela Marsons, 2015
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © Piper Verlag GmbH/Elvira
Willems, 2019

Angela Marsons hat ihr Recht geltend gemacht, als Autorin dieses Buches
genannt zu werden.

Alle Rechte vorbehalten. Diese Veröffentlichung darf ohne vorherige
schriftliche

Genehmigung der Herausgeber weder ganz noch auszugsweise in irgendeiner

Form oder mit irgendwelchen Mitteln (elektronisch, mechanisch, durch
Fotokopie oder Aufzeichnung oder auf andere Weise) reproduziert, in einem
Datenabrufsystem gespeichert oder weitergegeben werden.

ISBN: 978-1-80314-952-3
eBook ISBN: 978-1-80314-951-6

Dieses Buch ist ein belletristisches Werk. Namen, Charaktere, Unternehmen,
Organisationen, Orte und Ereignisse, die nicht eindeutig zum Gemeintum
gehören, sind entweder frei von der Autorin erfunden oder werden fiktiv
verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen lebenden oder toten Personen
oder mit tatsächlichen Ereignissen oder Orten ist völlig zufällig.

PROLOG

Rowley Regis, Black Country, 2004

Fünf Gestalten bildeten ein Pentagramm um einen frischen Erdhügel. Sie allein wussten, dass es ein Grab war.

Unter Schnee und Eis die gefrorene Erde aufzugraben war gewesen, als wollte man Stein behauen, doch sie hatten sich abgewechselt. Alle.

Eine Grube für einen Erwachsenen hätte länger gedauert.

Von Hand zu Hand war die Schaufel gewandert. Einige hatten zögerlich zugepackt, vorsichtig. Andere selbstbewusster. Niemand hatte sich geweigert und niemand ein Wort gesprochen.

Sie wussten, dass ein unschuldiges Leben geraubt worden war, doch sie hatten einen Pakt geschlossen. Ihre Geheimnisse würden begraben sein.

Fünf Köpfe neigten sich zum Boden, auf dem schon frisches Eis glitzerte.

Als die ersten Schneeflocken auf das Grab fielen, fuhr ein Schauer durch die Gruppe.

Die fünf Gestalten wandten sich ab, ihre Fußabdrücke zeichneten einen Stern in den frischen Schnee.

Es war vollbracht.

EINS

Black Country, heute

Teresa Wyatt hatte das unerklärliche Gefühl, dass diese Nacht ihre letzte sein würde.

Sie schaltete den Fernseher aus, und im Haus wurde es still. Doch es war nicht die gewohnte Stille, die sich jeden Abend herabsenkte, wenn sie und ihr Haus langsam zur Ruhe kamen und die Schlafenszeit heranrückte.

Sie wusste nicht recht, was sie von den Spätnachrichten noch erwartet hatte. Es war bereits in den Lokalnachrichten gewesen. Vielleicht hatte sie auf ein Wunder gehofft, einen Aufschub in letzter Minute.

Seit dem allerersten Antrag vor zwei Jahren fühlte sie sich wie eine Gefängnisinsassin im Todestrakt. In Abständen kamen die Wachmänner und führten sie zum elektrischen Stuhl, und dann brachte das Schicksal sie zurück in ihre sichere Zelle. Doch diesmal war es endgültig. Es würde keine weiteren Einwände geben, keine weiteren Verzögerungen.

Hatten die anderen die Nachrichten gesehen? Hatten sie dasselbe Gefühl wie sie? Gestanden sie sich ein, dass ihr

vorherrschendes Gefühl nicht Reue war, sondern Selbsterhaltungstrieb?

Wäre sie ein netterer Mensch gewesen, wäre tief unter ihrer Sorge um sich selbst ein wenig Gewissen begraben gewesen. Doch da war nichts.

Hätte sie nicht mitgemacht, sie wäre ruiniert gewesen, redete sie sich ein. Der Name Teresa Wyatt wäre nur noch mit Abscheu ausgesprochen worden statt mit dem Respekt, den sie jetzt genoss.

Teresa hatte keinen Zweifel, dass die Beschwerde ernst genommen worden wäre. Die Quelle war zwar nicht unbedingt vertrauenswürdig gewesen, aber glaubwürdig. Doch sie war für immer zum Schweigen gebracht worden – und das würde sie niemals bereuen.

Dennoch hatte in den Jahren seit Crestwood beim Anblick eines ähnlichen Gangs, einer ähnlichen Haarfarbe oder Neigung des Kopfes ab und zu ihr Magen gekrampft.

Teresa stand auf und versuchte, die Melancholie abzuschütteln, die wie ein Schatten über ihr lag. Sie ging in die Küche und räumte den Teller und das Weinglas in die Geschirrspülmaschine.

Kein Hund, der noch rausmusste, und keine Katze, die reinwollte. Nur die gewohnte abendliche Überprüfung, ob alle Türen fest verschlossen und verriegelt waren.

Wieder überkam sie ein Gefühl, dass das völlig sinnlos war, dass nichts die Vergangenheit abhalten konnte. Sie schob den Gedanken beiseite. Es gab nichts zu fürchten. Sie hatten einen Pakt geschlossen, und der hat zehn Jahre lang gehalten. Sie fünf allein kannten die Wahrheit.

Sie war zu nervös, um gleich einzuschlafen, doch sie hatte für sieben Uhr eine Versammlung des Lehrkörpers einberufen, zu der sie unmöglich zu spät kommen konnte.

Also ging sie ins Bad, drehte das Wasser auf und gab großzügig Lavendel-Schaumbad hinein. Der Duft verbreitete sich

augenblicklich im Raum. Nach dem Glas Wein sollte ein schönes langes Bad eigentlich ausreichen, um in den Schlaf zu finden.

Als sie in die Wanne stieg, lagen der Morgenmantel und ihr Satinpyjama ordentlich gefaltet auf dem Wäschekorb.

Sie schloss die Augen und überließ sich ganz dem warmen Wasser. Sie lächelte in sich hinein, die Nervosität wich allmählich. Vielleicht war sie nur ein bisschen überempfindlich.

Teresa hatte das Gefühl, dass ihr Leben in zwei Abschnitte geteilt war. Zum einen die siebenunddreißig Jahre V. C., wie sie ihr Leben vor Crestwood nannte. Verzauberte Jahre. Sie war Single gewesen und ehrgeizig und hatte ihre eigenen Entscheidungen getroffen. Sie hatte niemandem Rechenschaft ablegen müssen.

Doch die Jahre seither waren anders. Ein Schatten der Angst folgte ihr bei jedem Schritt, bestimmte ihre Handlungen und beeinflusste ihre Entscheidungen.

Irgendwo hatte sie gelesen, das Gewissen wäre nicht mehr als die Angst, erwischt zu werden. Und sie war ehrlich genug, um zuzugeben, dass das auf sie absolut zutraf.

Doch ihr gemeinsames Geheimnis war sicher. Es musste so sein.

Plötzlich hörte sie, wie eine Glasscheibe zu Bruch ging. Doch das Geräusch drang nicht von weit weg an ihr Ohr. Es kam von ihrer Küchentür.

Teresa lag vollkommen reglos und spitzte die Ohren. Das Bersten der Scheibe hatte sicher sonst niemanden aufgeschreckt. Das nächste Einfamilienhaus stand sechzig Meter die Straße hoch, hinter einer sechs Meter hohen Zypressenhecke verborgen. Um sie herum verdichtete sich die Stille des Hauses. Die Ruhe, die dem lauten Klirren folgte, hatte etwas Bedrohliches.

Vielleicht war es bloß ein Akt sinnloser Zerstörungswut.

Vielleicht hatten ein paar Schüler von Saint Joseph's ihre Adresse herausbekommen. Bei Gott, sie hoffte es.

Das Blut rauschte donnernd durch ihre Adern und pochte in ihren Schläfen. Sie schluckte, um das taube Gefühl in den Ohren zu vertreiben.

Ihr Körper reagierte auf den vagen Eindruck, nicht mehr allein im Haus zu sein. Sie richtete sich in eine sitzende Position auf. Laut schwappte das Badewasser um sie herum. Ihre Hand fand auf dem glatten Wannенrand keinen Halt, und sie rutschte mit der rechten Seite wieder ins Wasser.

Ein Knarren am Fuß der Treppe machte jede Hoffnung auf sinnlose Zerstörungswut zunichte.

Teresa wusste, dass sie keine Zeit mehr hatte. In einem Paralleluniversum reagierten ihre Muskeln auf die herannahende Bedrohung, doch in dieser Welt hier legte das Unausweichliche ihren Körper ebenso lahm wie ihren Geist. Sie wusste, dass sie sich nirgendwo verstecken konnte.

Beim Knarren der Treppenstufen schloss sie kurz die Augen und zwang sich, ganz ruhig zu verharren. Die Konfrontation mit den Ängsten, die sie schon so lange quälten, hatte auch etwas Befreiendes.

Als sie spürte, wie von der Tür her kühle Luft ins Bad wehte, schlug sie die Augen auf.

Eine Gestalt trat ein, schwarz und gesichtslos wie ein Schatten. Arbeitshose, dickes schwarzes Fleece, darüber ein langer Mantel. Eine wollene Sturmhaube über dem Gesicht. Aber warum ich? Teresas Gedanken rasten. Ich bin gewiss nicht das schwächste Glied.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe nichts verraten.« Ihre Worte waren kaum hörbar. Alle Sinne fuhren herunter, während ihr Körper sich schon auf den Tod einstellte.

Die schwarze Gestalt machte zwei Schritte auf sie zu. Vergeblich suchte Teresa nach einem Hinweis. Dabei konnte es doch nur einer von den anderen vieren sein.

Teresa spürte, dass zwischen ihren Beinen Urin in das duftende Badewasser rann. Ihr Körper verriet sie.

»Ich schwöre ... ich habe nichts ...«

Ihre Worte verloren sich, als sie erneut versuchte, ihren Oberkörper in eine aufrechte Position zu hieven. Von dem schäumenden Badezusatz war die Wanne glitschig.

Sie atmete in kurzen, raspelnden Stößen, während sie fieberhaft überlegte, wie sie am besten um ihr Leben flehen sollte. Nein, sie wollte nicht sterben. Es war nicht die Zeit. Sie war noch nicht so weit. Sie hatte noch viel vor.

Plötzlich hatte sie das Bild vor Augen, wie Wasser in ihre Lungenflügel drang und sie füllte wie Partyballons.

Flehentlich streckte sie die Hände aus und fand endlich ihre Stimme wieder. »Bitte ... bitte ... nicht ... ich will nicht sterben.«

Die Gestalt beugte sich über die Badewanne und legte ihr eine behandschuhte Hand auf jede Brust. Teresa spürte, wie sie mit viel Kraft unter Wasser gedrückt wurde, und kämpfte dagegen an. Sie musste sich unbedingt erklären, doch die Hände drückten mit immer mehr Kraft. Wieder versuchte sie sich aus ihrer hilflosen Position aufzusetzen, doch es war hoffnungslos. Schwerkraft und brutale Gewalt machten jeden Versuch, sich zur Wehr zu setzen, zunichte.

Als das Wasser ihr Gesicht rahmte, öffnete sie den Mund, und ein leiser Schluchzer entfuhr ihren Lippen. Sie versuchte es ein allerletztes Mal. »Ich schwöre ...«

Die Worte wurden abrupt abgeschnitten, und Teresa sah, wie Luftbläschen aus ihrer Nase drangen und an die Wasseroberfläche stiegen. Die Haare schwammen ihr ums Gesicht.

Die Gestalt waberte oberhalb des Wassers.

Terasas Körper reagierte jetzt auf den Sauerstoffmangel, und sie versuchte, die aufsteigende Panik zu bezwingen. Sie fuchtelte mit den Armen, und eine Hand rutschte kurz von ihrem Brustbein ab. Es gelang ihr, den Kopf aus dem Wasser zu

heben und von Nahem einen Blick in die kalten, stechenden Augen zu erhaschen. Als sie erkannte, wer es war, verschlug es ihr ganz den Atem.

Die kurzen Sekunden der Verwirrung reichten ihrem Angreifer, um nachzufassen, und schon wurde sie wieder von zwei Händen unter Wasser gedrückt und dort festgehalten.

Terasas Kopf war voller Unglaube, selbst als ihr Bewusstsein schwand.

Ihre Mitverschwörer konnten sich beim besten Willen nicht vorstellen, wen sie zu fürchten hatten.

ZWEI

Kim Stone ging um die Kawasaki Ninja herum, um die Lautstärke ihres iPods zu regulieren. Die Lautsprecher tanzten zu den Klängen des Sommers aus Vivaldis *Vier Jahreszeiten*, die jetzt auf ihre Lieblingsstelle zusteuernten, das Finale, das Gewitter.

Sie legte die Ratsche auf die Werkbank, wischte sich an einem Lappen die Hände ab und richtete den Blick auf die Triumph Thunderbird, die sie seit sieben Monaten restaurierte. Warum war sie heute Abend nicht recht bei der Sache?

Sie schaute auf ihre Uhr. Kurz vor elf. Ihr Team würde um diese Zeit wahrscheinlich aus dem Dog wanken. Sie rührte zwar keinen Alkohol an, doch wenn sie das Gefühl hatte, sie hatte es verdient, begleitete sie ihre Leute auch in den Pub.

Sie griff wieder zu der Ratsche und ließ sich auf dem Kniepolster nieder, das neben der Triumph lag.

Für sie gab es heute keinen Grund zum Feiern.

Das entsetzte Gesicht von Laura Yates schwebte ihr vor Augen, als sie in die Eingeweide des Motorrads langte und das hintere Ende der Kurbelwelle ertastete. Sie setzte die Nuss auf die Mutter und ratschte los.

Drei Schuldsprüche wegen Vergewaltigung würden Terence Hunt sehr lange in den Bau schicken.

»Aber nicht lange genug«, sagte Kim zu sich selbst.
Denn es gab ein viertes Opfer.

Sie zog noch einmal an der Ratsche, doch die Mutter wollte sich einfach nicht festdrehen lassen. Lager, Zahnrad, Sicherungsscheibe und Rotor hatte sie bereits zusammengesetzt. Die Mutter war das letzte Puzzlestück, und das verdammte Ding ließ sich einfach nicht gegen die Sicherungsscheibe anziehen.

Kim starrte auf die Mutter und beschwor sie stumm, sich endlich vom Fleck zu rühren, in ihrem eigenen Interesse. Immer noch nichts. Sie konzentrierte ihre ganze Wut auf den Hebel der Ratsche und drückte noch einmal mit aller Kraft. Das Gewinde brach, und die Mutter drehte frei.

»Verdammt!«, fuhr sie auf und schleuderte das Werkzeug durch die Garage.

Zitternd hatte Laura Yates im Zeugenstand von ihrem Martyrium berichtet: Sie war hinter eine Kirche gezerrt und zweieinhalb Stunden lang vergewaltigt worden. Die Anwesenden im Gerichtssaal hatten mit eigenen Augen gesehen, wie schwer ihr das Hinsetzen fiel. Drei Monate nach der Vergewaltigung.

Die Neunzehnjährige hatte auf der Besuchergalerie gesessen, als die Schuldsprüche verlesen wurden. Und als ihr Fall dran war, fielen die zwei Worte, die ihr Leben für immer verändern würden.

Nicht schuldig.

Und warum? Nur weil die junge Frau Alkohol getrunken hatte, zwei Drinks. Vergesst die elf Stiche, die vom Rücken eine Spur über den Körper nach vorn zogen, die gebrochene Rippe und das blaue Auge. Sie muss scharf darauf gewesen sein, schließlich hatte sie an dem Abend zwei verdammte Drinks gehabt.

Kim merkte, dass ihre Hände vor Wut angefangen hatten

zu zittern.

Ihr Team fand, drei von vier wäre gar nicht schlecht. Das war es auch nicht. Aber es war nicht gut genug. Nicht für Kim.

Sie bückte sich, um den Schaden am Motorrad zu begutachten. Es hatte fast sechs Wochen gedauert, um diese verdammten Schrauben aufzutreiben.

Sie senkte die Nuss in Position und drehte sie noch einmal mit Daumen und Zeigefinger, da fing ihr Handy an zu klingeln. Sie ließ die Mutter fallen und sprang auf. Ein Anruf so kurz vor Mitternacht verhiess nichts Gutes.

»DI Stone.«

»Wir haben eine Leiche, Madam.«

Natürlich. Was hätte es auch sonst sein sollen?

»Wo?«

»Hagley Road, Stourbridge.«

Kim kannte die Gegend an der Grenze zum Nachbarrevier West Mercia. »Sollen wir DS Bryant anrufen, Madam?«

Kim zuckte zusammen. Sie fand es schrecklich, mit Madam angesprochen zu werden. Mit vierunddreißig fühlte sie sich dafür einfach noch nicht alt genug.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie, wie ihr Kollege vor dem Dog in ein Taxi stolperte.

»Nein, ich glaube, das mache ich allein«, sagte sie und beendete das Gespräch.

Kim schaltete den iPod aus und verharrte zwei Sekunden. Sie wusste, dass sie Laura Yates' vorwurfsvollen Blick abschütteln musste – ob real oder eingebildet, sie hatte ihn gesehen. Und er wollte ihr nicht aus dem Kopf.

Sie wusste, dass das Rechtssystem, an das sie glaubte, gegenüber jemandem versagt hatte, den es doch eigentlich schützen sollte. Sie hatte Laura Yates überredet, ihr und dem System, das sie repräsentierte, zu vertrauen, und Kim wurde das Gefühl nicht los, dass Laura im Stich gelassen worden war. Und zwar von dem System *und* von ihr.

DREI

Vier Minuten nachdem sie den Anruf erhalten hatte, lenkte Kim den zehn Jahre alten Golf GTI aus der Einfahrt, den sie nur fuhr, wenn die Straßen vereist waren oder es aufgrund der Uhrzeit unsozial wäre, den donnernden Motor der Ninja anzuwerfen.

Die zerrissene, mit Öl, Schmierfett und Staub verdreckte Jeans hatte sie durch eine schwarze Leinenhose und ein schlichtes weißes T-Shirt ersetzt, und ihre Füße steckten jetzt in schwarzen Lacklederstiefeln mit flachen Absätzen. Ihr kurzes schwarzes Haar erforderte wenig Aufwand. Einmal rasch mit den Fingern durch, und fertig war sie.

Ihr Klient würde sich nicht daran stören.

Sie kurvte zum Ende der Straße. Das Fahrgefühl des Autos war ihr fremd. Es war zwar klein, doch Kim musste sich extrem auf den Abstand zu den geparkten Fahrzeugen konzentrieren. Das ganze Blech um sie herum kam ihr recht sperrig vor.

Gut anderthalb Kilometer vor dem Ziel fand der Brandgeruch den Weg durch die Lüftung ins Wageninnere. Je näher sie kam, desto stärker wurde er. Aus achthundert Metern Entfernung konnte sie eine schräg aufsteigende Rauchsäule erkennen,

die über die Clent Hills zog. Ein paar Hundert Meter weiter, und Kim wusste, dass sie direkt darauf zusteuerte. Als zweitgrößte Einheit nach der Metropolitan Police war die West Midlands Police für fast 2,6 Millionen Bürger zuständig.

Das Black Country im Norden und Westen von Birmingham hatte sich im viktorianischen Zeitalter zu einer der am stärksten industrialisierten Regionen des Landes entwickelt. Der Name stammte von den überirdisch auftretenden Kohlevorkommen, die das Erdreich in weiten Teilen schwarz färbten. Die neunzig Meter dicke Schicht aus Erz und Kohle war die mächtigste in ganz Großbritannien.

Jetzt waren die Arbeitslosenraten in der Gegend die dritthöchsten im ganzen Land. Die Kleinkriminalität nahm stetig zu, genau wie antisoziales Verhalten.

Der Tatort lag direkt an der Hauptstraße, die Stourbridge und Hagley miteinander verband – eine Ecke, in der normalerweise nicht viele Gesetzesverstöße zu verzeichnen waren. Die Häuser nah an der Straße waren neue, großzügige Einfamilienheime mit blendend weißen römischen Säulen und bleiverglasten Fenstern. Ein Stück weiter die Straße runter lagen die Häuser weiter auseinander und waren beträchtlich älter.

Kim fuhr bis vor die Absperrung und parkte zwischen zwei Feuerwehrfahrzeugen. Wortlos hielt sie dem Beamten, der den Zugang bewachte, ihren Dienstausweis hin. Er nickte und hob das Absperrband, damit sie sich drunter durch ducken konnte.

»Was ist passiert?«, fragte sie den ersten Feuerwehrmann, dem sie über den Weg lief.

Er zeigte auf die Überreste der ersten Zypresse am Rand des Grundstücks. »Das Feuer hat da angefangen und ist von einem Baum zum nächsten übergesprungen, bevor wir hier waren.«

Kim bemerkte, dass von den dreizehn Zypressen, die die Grundstücksgrenze markierten, nur die beiden dicht am Haus nichts abbekommen hatten.

»Sie haben die Leiche gefunden?«

Er zeigte auf einen Feuerwehrmann, der auf dem Boden saß und mit einem Polizisten sprach. »Fast alle Nachbarn waren draußen, um sich das Spektakel anzusehen, aber dieses Haus blieb dunkel. Die Nachbarn versicherten uns, dass der schwarze Range Rover der Besitzerin gehörte und dass sie allein lebte.«

Kim nickte und ging zu dem Feuerwehrmann, der auf dem Boden saß. Er war blass, und sie sah, dass seine rechte Hand leicht zitterte. Eine Leiche zu finden war kein Vergnügen, egal wie gut man ausgebildet war.

»Haben Sie im Haus etwas angefasst?«, fragte sie.

Er überlegte eine Sekunde und schüttelte den Kopf. »Die Badezimmertür stand offen, aber ich bin nicht reingegangen.«

An der Haustür blieb Kim stehen, um sich aus dem Pappkarton links davon blaue Plastiküberzüge für ihre Schuhe zu fischen.

Sie ging, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf und betrat das Badezimmer. Augenblicklich fiel ihr Blick auf Keats, den Rechtsmediziner, eine zwergenhafte Gestalt mit vollkommen kahlem Schädel, betont durch einen Schnauzer und einen Bart, der unterm Kinn spitz zulief. Er hatte die Ehre gehabt, sie vor acht Jahren durch ihre erste Autopsie zu leiten.

»Hey, Detective«, sagte er und schaute an ihr vorbei. »Wo ist Bryant?«

»Himmel noch mal, wir sind doch nicht an der Hüfte zusammengewachsen.«

»Nein, aber Sie sind wie ein chinesisches Gericht. Schweinefleisch süßsauer ... aber ohne Bryant sind Sie nur sauer ...«

»Was glauben Sie, wie sehr ich nachts um diese Zeit zu Spaß aufgelegt bin?«

»Ihr Sinn für Humor ist, wenn ich ehrlich bin, auch sonst nicht besonders ausgeprägt.«

Oh, das hätte sie ihm zu gern heimgezahlt. Wenn sie

gewollt hätte, hätte sie eine Bemerkung darüber fallen lassen können, dass die Bügelfalten in seiner schwarzen Hose nicht ganz gerade waren. Sie könnte ihn auch darauf hinweisen, dass sein Hemdkragen ein wenig abgewetzt war. Sie könnte sogar den kleinen Blutfleck hinten auf seinem Mantel erwähnen. Doch im Augenblick lag ein nackter Leichnam zwischen ihnen und verlangte ihre volle Aufmerksamkeit.

Langsam, um nicht auf den nassen Fliesen auszurutschen, näherte sich Kim der Badewanne.

Die Leiche der Frau war teils untergetaucht. Ihre Augen standen offen, und ihr blond gefärbtes Haar fächerte sich im Wasser auf und rahmte ihr Gesicht.

Der tote Körper schwamm, und die Brustwarzen ragten aus dem Wasser.

Kim schätzte die Frau auf Mitte bis Ende vierzig, aber sie hatte sich gut gehalten. Ihre Oberarme waren gebräunt, doch schlaffes Fleisch hing im Wasser. Die Zehennägel waren in einem hellen Pink lackiert und ihre Beine glatt rasiert.

Das viele Wasser auf dem Boden deutete darauf hin, dass die Frau um ihr Leben gekämpft hatte.

Kim hörte Schritte die Treppe heraufdonnern.

»Detective Inspector Stone, was für eine nette Überraschung.«

Kim stöhnte, als sie die Stimme erkannte und die vor Sarkasmus triefenden Worte hörte.

»Detective Inspector Wharton, das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.«

Die beiden hatten ein paarmal zusammengearbeitet, und Kim hatte nie ein Hehl aus ihrer Geringschätzung gemacht. Er war Berufsbeamter, und er hatte es einzig und allein darauf angelegt, so schnell wie möglich die Karriereleiter zu erklimmen. Die Aufklärung eines Falles interessierte ihn nicht, er hatte nur die Lorbeeren im Blick, die er dabei erringen konnte.

Entsprechend demütigend hatte er es aufgenommen, als sie

vor ihm zur DI aufgestiegen war. Ihre frühe Beförderung hatte ihn veranlasst, sich zum Revier West Mercia versetzen zu lassen – eine kleinere Einheit, wo die Konkurrenz nicht so groß war.

»Was machen Sie hier? Ich denke, Sie werden feststellen, dass der Fall in die Zuständigkeit von West Mercia fällt.«

»Und ich denke, Sie werden feststellen, dass der Tatort direkt auf der Grenze liegt und ich zuerst davon erfahren habe.«

Unbewusst war sie vor die Badewanne getreten, um das Opfer davor zu schützen, dass noch mehr neugierige Blicke über den nackten Körper strichen.

»Das ist mein Fall, Stone.«

Kim verschränkte die Arme. »Ich weiche nicht vom Fleck, Tom.« Sie neigte den Kopf. »Wir könnten natürlich zusammen ermitteln. Ich war zuerst hier, also obliegt mir die Leitung.«

Sein schmales, hündisches Gesicht lief knallrot an. Er würde sich ihr erst unterordnen, wenn er sich eigenhändig mit einem rostigen Löffel die Augäpfel rausgeschält hatte.

Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Und meine erste Anweisung wäre die, den Tatort nur in entsprechender Schutzkleidung zu betreten.«

Er senkte den Blick auf ihre Füße und dann auf seine eigenen, ungeschützten Schuhe. Blinder Eifer schadet nur, dachte sie bei sich.

Sie senkte die Stimme. »Machen Sie das hier nicht zu einem Weitpisswettbewerb, Tom.«

Er bedachte sie mit einem verächtlichen Blick, drehte sich um und stürmte aus dem Bad.

Kim wandte sich wieder der Leiche zu.

»Den würden Sie eh gewinnen«, sagte Keats leise.

»Wie bitte?«

Seine Augen funkelten vor Vergnügen. »Den Pisswettbewerb.«

Kim nickte. Das sowieso.

»Können wir sie schon rausholen?«

»Nur noch zwei Nahaufnahmen vom Brustbein.«

Während er sprach, richtete ein Kriminaltechniker eine Kamera mit einem Objektiv so lang wie ein Auspuff auf die Brust der Frau.

Kim beugte sich vor und entdeckte zwei Prellungen über den Brüsten.

»Runtergedrückt?«

»Ich glaube schon. Erste Untersuchungen haben keine weiteren Verletzungen ergeben. Nach der Autopsie kann ich Ihnen mehr sagen.«

»Eine vage Einschätzung, wie lange es her ist?«

Kim konnte nichts entdecken, was auf eine Lebertemperaturmessung hindeutete, also hatte er die Körpertemperatur wohl rektal gemessen, bevor sie gekommen war.

Sie wusste, dass die Körpertemperatur in der ersten Stunde um anderthalb Grad Celsius sank. Normalerweise fiel sie danach jede Stunde um weitere ein bis anderthalb Grad. Sie wusste auch, dass dieser Wert von vielen anderen Faktoren mitbestimmt wurde. Nicht zuletzt davon, dass das Opfer nackt war und in mittlerweile abgekühltem Badewasser lag.

Er zuckte die Achseln. »Genauere Berechnungen führe ich später durch, aber ich würde sagen, nicht mehr als etwa zwei Stunden.«

»Wann können Sie ...«

»Ich habe eine Sechsendneunzigjährige, die verschied, nachdem sie in ihrem Lehnstuhl eingeschlafen war, und einen sechszwanzigjährigen Mann, der noch die Nadel im Arm hat.«

»Also nichts Dringendes?«

Er schaute auf seine Uhr. »Mittag?«

»Acht«, hielt sie dagegen.

»Zehn und keine Minute früher«, brummte er. »Ich bin ein Mensch und muss ab und zu auch schlafen.«

»Perfekt«, sagte sie. Es war genau die Zeit, die sie im Sinn

gehabt hatte. So hatte sie vorher noch die Gelegenheit, ihr Team zu briefen und jemanden zu beauftragen, an der Obduktion teilzunehmen.

Wieder waren auf der Treppe Schritte zu hören. Unter mühsamem Schnaufen kam jemand hoch.

»Sergeant Travis«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Wie steht's?«

»Die Kollegen durchkämmen die Gegend. Der Beamte, der zuerst am Tatort war, hat ein paar Nachbarn zusammengetrommelt, aber die haben erst etwas mitbekommen, als die Feuerwehr angerückt ist. Der Notruf kam von einem Autofahrer, der hier durchfuhr.«

Kim drehte sich um und nickte. Der Beamte, der als Erster hier gewesen war, hatte gute Arbeit geleistet, indem er den Tatort für die Kriminaltechniker gesichert und potenzielle Zeugen befragt hatte, doch die Häuser standen ein Stück von der Straße weg und weit auseinander. Nicht gerade ein Mekka für neugierige Nachbarn.

»Fahren Sie fort«, sagte sie.

»Ins Haus gekommen ist der Täter durch eine eingeschlagene Glasscheibe in der Hintertür, und der Feuerwehrmann hat ausgesagt, dass die Haustür unverschlossen war.«

»Hmmm ... interessant.«

Sie nickte zum Dank und ging die Treppe hinunter.

Ein Kriminaltechniker nahm den Flur unter die Lupe, ein anderer suchte die Hintertür nach Fingerabdrücken ab. Auf dem Frühstückstresen stand eine Designerhandtasche. Kim hatte keine Ahnung, was die goldene Schließe mit dem Monogramm bedeutete. Sie benutzte keine Handtaschen, aber das Ding sah teuer aus.

Ein dritter Techniker kam aus dem Esszimmer nebenan. Mit einem Nicken wies er auf die Tasche. »Nichts entwendet. Kreditkarten und Bargeld unberührt.«

Mit einem Nicken verließ Kim das Haus. In der Tür

befreite sie sich von den Schuhüberzügen und stopfte sie in den dafür vorgesehenen Karton. Sämtliche Schutzkleidung würde später vom Tatort entfernt und auf Spuren untersucht werden.

Sie trat unter der Absperrung durch. Die Besatzung eines Löschfahrzeugs hielt noch Wache, um sicherzugehen, dass der Brand wirklich bezwungen war. Feuer war klug, und ein einziges unbemerktes Stück glühender Asche konnte das ganze Gelände in Minuten in Flammen aufgehen lassen.

Sie blieb am Auto stehen und ließ den Blick über die Szene schweifen.

Teresa Wyatt hatte allein gelebt. Nichts schien gestohlen oder auch nur angefasst worden zu sein.

Der Mörder hätte den Tatort in dem sicheren Wissen, dass man die Leiche frühestens am nächsten Morgen entdecken würde, unbemerkt verlassen können, doch er hatte einen Brand gelegt, um die Aufmerksamkeit der Polizei auf die Tat zu lenken.

Jetzt musste Kim nur noch herausfinden, warum.

VIER

Um halb acht parkte Kim die Ninja vor dem Polizeirevier in Halesowen, ganz in der Nähe der Ringstraße, die die Kleinstadt umfuhr. Das Revier lag nur einen Steinwurf vom Amtsgericht entfernt; im Alltag praktisch, nur leider unvorteilhaft für die Spesenabrechnung.

Das dreistöckige Gebäude war so düster und abweisend wie andere Verwaltungsgebäude, die steuerzahlende Bürger eigentlich um Verzeihung hätten bitten müssen.

Sie steuerte ihren Arbeitsplatz an, ohne nach links oder rechts zu grüßen und ohne begrüßt zu werden. Kim wusste, dass sie in dem Ruf stand, kalt, gefühllos und unbeholfen im Umgang mit Menschen zu sein. Was zur Folge hatte, dass niemand ihr mit banalem Small Talk kam. Doch dagegen hatte sie nichts einzuwenden.

Wie gewohnt war sie die Erste im Gemeinschaftsbüro ihres Teams, und so warf sie die Kaffeemaschine an. Im Raum standen vier Schreibtische, jeweils zwei einander gegenüber. Auf allen Tischen befanden sich ein Computerbildschirm und ein Sortiment wahllos zusammengestellter Ablagekörbe.

Drei Tische gehörten festen Kollegen, doch der vierte war

leer, denn die Abteilung war vor ein paar Monaten verkleinert worden. Normalerweise hockte sie lieber an diesem Tisch als an ihrem eigenen.

Das »Büro«, an dem Kims Name stand, wurde allgemein als »Glaskasten« bezeichnet. Es war nicht mehr als ein Bereich in der vorderen rechten Ecke des Raums, der mit Gipskarton und Fenstern abgetrennt war.

Sie nutzte es nur für eine gelegentliche »individuelle Verhaltensanweisung«, auch bekannt als der gute alte Anschiss.

»Morgen, Guv«, rief Detective Constable Wood beim Hereinkommen und setzte sich auf ihren Stuhl. Stacey war zwar die Tochter englisch-nigerianischer Eltern, doch sie hatte noch nie einen Fuß außerhalb des Vereinigten Königreiches gesetzt. Ihr dichtes schwarzes Haar war nach der Entfernung der letzten Haarverlängerung extrem kurz geschnitten, was ausgezeichnet zu ihrer glatten karamellfarbenen Haut passte.

Staceys Arbeitsplatz war organisiert und aufgeräumt. Alles, was sich nicht in den beschrifteten Ablagekörben befand, lag in ordentlichen Stapeln am Rand des Schreibtischs.

Detective Sergeant Bryant folgte ihr auf dem Fuß. Er warf einen Blick in den Glaskasten und murmelte ein »Morgen, Guv«. Seine ein Meter dreiundachtzig große Gestalt war makellos, als hätte seine Mutter ihn für die Sonntagsschule angezogen.

Das Jackett landete augenblicklich auf der Rückenlehne seines Stuhls. Am Ende des Tages würde seine Krawatte ein paar Etagen tiefer hängen, der oberste Hemdenknopf würde offen stehen und die Ärmel seines Hemds würden bis knapp unter die Ellbogen aufgerollt sein.

Er blickte auf ihren Schreibtisch und suchte nach Spuren eines Kaffeebechers. Als er sah, dass sie schon Kaffee hatte, schenkte er sich den Becher mit der Aufschrift »Weltbester Taxifahrer« voll, ein Geschenk seiner neunzehnjährigen Tochter.

Seine Ablage folgte keinem nachvollziehbaren System, doch Kim hatte noch nie nach einem Dokument gefragt und es nicht innerhalb von wenigen Sekunden in den Händen gehalten. Auf seinem Schreibtisch stand ein gerahmtes Bild von seiner Frau und ihm am Tag ihrer Silberhochzeit. In der Geldbörse hatte er ein Foto seiner Tochter.

Auf DS Kevin Dawsons Schreibtisch, dem dritten Mitglied ihres Teams, stand kein Foto. Hätte er ein Foto des Menschen hinstellen wollen, für den er die größte Zuneigung empfand, hätte er den ganzen Tag in sein eigenes Ebenbild geblickt.

»Tut mir leid, dass ich zu spät bin, Guv«, rief Dawson, als er sich gegenüber von Wood auf seinen Platz setzte. Damit war ihr Team vollzählig.

Offiziell war er gar nicht zu spät. Die Schicht fing erst um acht Uhr an, doch Kim hatte sie gern alle früh für die Einsatzbesprechung da, besonders in der Anfangsphase eines neuen Falls. Kim hielt nichts von Dienstplänen, und wer das tat, hielt sich in ihrem Team nicht lange.

»Hey, Stacey, bringst du mir jetzt mal einen Kaffee, oder was?«, fragte Dawson und checkte sein Handy.

»Klar, Kev, wie hättest du ihn denn gern: Milch, zwei Stück Zucker und dann mit Schwung in den Schritt?«, erwiderte sie freundlich in ihrem starken Black-Country-Akzent.

»Stace, möchtest du vielleicht einen Kaffee?«, fragte er, obwohl er genau wusste, dass sie das Zeug nicht anrührte, und stand auf. »Du musst doch müde sein, nachdem du die ganze Nacht gegen Magier und Hexen gekämpft hast.« Die Spöttelei war eine Anspielung auf Staceys Leidenschaft für World of Warcraft.

»Wenn du's genau wissen willst, Kev, eine Hohepriesterin hat mir mächtige Zauberkräfte verliehen, mit denen ich einen erwachsenen Mann in einen tobenden Idioten verwandeln kann – aber es sieht so aus, als wär mir bei dir schon einer zuvor gekommen.«

Dawson hielt sich den Bauch und tat, als würde er sich totlachen.

»Guv«, rief Bryant über die Schulter, »die Kids benehmen sich schon wieder daneben.« Er wandte sich den beiden zu und drohte mit dem Finger. »Wartet nur, bis Mutti heimkommt.«

Kim verdrehte die Augen und setzte sich an den leeren Schreibtisch. Sie wollte anfangen. »Okay, Bryant, verteilen Sie die Zeugenaussagen. Kev, an die Tafel.«

Dawson nahm den Marker und trat an die Weißwandtafel, die die ganze rückwärtige Wand einnahm.

Während Bryant die Unterlagen austeilte, ging sie die Vorfälle am Morgen durch.

»Unser Opfer ist Teresa Wyatt, siebenundvierzig Jahre alt, äußerst angesehene Direktorin einer Privatschule für Jungen in Stourbridge. Unverheiratet, keine Kinder. Lebte behaglich, wenn auch nicht luxuriös, und hatte, soweit wir wissen, keine Feinde.«

Kev notierte die Fakten mit Spiegelstrichen unter der Überschrift »Opfer«.

Bryants Telefon klingelte. Er sagte wenig, bevor er den Hörer wieder auflegte und in Kims Richtung nickte. »Woody möchte Sie sehen.«

Sie ignorierte ihn. »Kev, eine zweite Überschrift: ›Tat‹. Kein Tatwerkzeug, kein Raub, bis jetzt weder Spuren noch Hinweise. Nächste Überschrift: ›Motiv‹. Normalerweise wird jemand ermordet, weil er etwas getan hat, etwas tut oder etwas tun will. Soweit wir wissen, war unser Opfer in keinerlei gefährliche Aktivitäten verwickelt.«

»Ähm ... Guv, der DCI möchte Sie sehen.«

Kim trank noch einen Schluck ihres frisch eingeschenkten Kaffees. »Vertrauen Sie mir, Bryant, er mag mich lieber, wenn ich vorher genug Kaffee hatte. Kev, die Autopsie ist um zehn. Stace, finden Sie so viel wie möglich über unser Opfer heraus.

Bryant, rufen Sie die Schule an und sagen Sie Bescheid, dass wir kommen.«

»Guv ...«

Kim trank ihren Becher leer. »Schon gut, Mutti. Ich gehe ja schon.«

Sie nahm die Treppe, zwei Stufen auf einmal, in den dritten Stock und klopfte leise, bevor sie eintrat.

DCI Woodward war ein korpulenter Mann Mitte fünfzig. Seiner karibischen Abstammung verdankte er die glatte braune Haut, die sich über seinen haarlosen Schädel spannte. Seine schwarze Hose und sein weißes Hemd waren makellos, die Falten saßen alle akkurat am rechten Platz. Die Lesebrille auf seiner Nasenspitze konnte die müden Augen dahinter nicht verbergen.

Während er mit einer Hand den Telefonhörer ans Ohr hielt, winkte er sie mit der anderen herein und zeigte auf einen Stuhl, von dem aus sie einen guten Blick auf den Glasschrank mit seiner Modellautosammlung hatte. Auf dem unteren Brett befanden sich eine Reihe klassischer britischer Modelle, doch auf dem oberen Brett entfaltete sich eine Geschichte der Polizeifahrzeuge im Wandel der Zeit. Da stand ein MG TC aus den Vierzigern, ein Ford Anglia, eine Black Maria und ein Jaguar JX40, der den Ehrenplatz in der Mitte einnahm.

Rechts von der Vitrine, fest an der Wand angeschraubt, ein Foto von Woody, wie er Tony Blair die Hand schüttelte. Und rechts davon eine Aufnahme seines ältesten Sohnes, Patrick, in Galauniform, kurz bevor er nach Afghanistan geschickt worden war. Diese Uniform hatte er auch getragen, als man ihn fünfzehn Monate später beerdigte.

Woody beendete das Telefongespräch und griff sofort nach dem Anti-Stress-Ball, der an der Schreibtischkante lag. Die rechte Hand knetete die Masse und löste sich wieder. Kim war schon aufgefallen, dass er das Ding oft benutzte, wenn sie in der Nähe war.

»Was haben wir bisher?«

»Sehr wenig, Sir. Wir waren gerade mitten in der ersten Einsatzbesprechung, als Sie mich zu sich gerufen haben.«

Seine Fingerknöchel wurden weiß um den Ball, doch er ging über den Seitenhieb hinweg.

Ihr Blick wanderte rechts an seinem Ohr vorbei zu seinem derzeitigen Projekt auf dem Fensterbrett, einem Rolls-Royce Phantom, dessen Konstruktion seit Tagen keine Fortschritte machte.

»Sie hatten eine Auseinandersetzung mit Detective Inspector Wharton?«

Die Buschtrommeln hatten es also schon weitergeleitet. »Wir haben über der Leiche ein paar Höflichkeiten ausgetauscht.«

Irgendetwas an dem Modell sah nicht ganz richtig aus. Irgendwie kam ihr der Achsstand viel zu lang vor.

Er drückte den Ball noch fester. »Sein DCI hat sich bei mir gemeldet. Sie haben eine formale Beschwerde gegen Sie eingereicht, und sie wollen den Fall.«

Kim verdrehte die Augen. Konnte das Frettchen seine Kämpfe nicht selbst ausfechten?

Es juckte sie in den Fingern, den Rolls-Royce hochzuheben und den Fehler zu korrigieren, doch sie beherrschte sich.

Sie ließ den Blick weiterwandern und sah ihrem Chef in die Augen. »Aber sie kriegen ihn nicht, oder, Sir?«

Er erwiderte ihren Blick eine ganze Minute lang. »Nein, Stone, sie kriegen ihn nicht. Trotzdem macht sich eine formale Beschwerde nicht gut in Ihrer Akte, und wenn ich ehrlich bin, dann habe ich es allmählich satt, dass sich dauernd jemand über Sie beschwert.« Er nahm den Ball in die linke Hand. »Also, ich bin neugierig, mit wem Sie sich für diesen Fall zusammentun.«

Kim kam sich vor wie ein Kind, das man aufgefordert hat, sich eine neue beste Freundin auszusuchen. In ihrem letzten

Jahresbericht hatte es nur einen Bereich gegeben, wo es noch Verbesserungspotenzial gab – ihren Umgang mit Menschen.

»Habe ich die Wahl?«

»Wen würden Sie denn wählen?«

»Bryant.«

Um seine Lippen spielte die Andeutung eines Lächelns.
»Ja, dann haben Sie die Wahl.«

Also habe ich keine Wahl, dachte sie. Bryant bedeutete Schadensbegrenzung, und wenn die Kollegen aus dem benachbarten Revier ihr im Nacken saßen, wollte Woody kein Risiko eingehen. Dann wollte er sie unter der Aufsicht eines verantwortungsbewussten Erwachsenen wissen.

Sie war kurz davor gewesen, ihrem Chef einen kleinen Tipp zu geben, der ihn davor bewahrt hätte, stundenlang die Hinterachse des Rolls auseinanderzunehmen, doch unter diesen Umständen überlegte sie es sich rasch anders.

»Sonst noch etwas, Sir?«

Woody legte den Anti-Stress-Ball zurück und nahm die Brille ab. »Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Selbstverständlich.«

»Oh, und Stone ...«

An der Tür drehte sie sich um. »Gönnen Sie Ihrem Team ab und zu ein bisschen Schlaf. Die laden sich nicht alle über USB-Kabel auf wie Sie.«

Kim verließ sein Büro und überlegte, wie lange Woody wohl gebraucht hatte, um sich diese kleine Perle einfallen zu lassen.

FÜNF

Kim folgte Courtney, der Schulsekretärin, durch die Flure von Saint Joseph's zum Büro des kommissarischen Schulleiters. Von hinten staunte Kim darüber, wie die Frau es fertigbrachte, sich auf Zehn-Zentimeter-Absätzen so flink zu bewegen.

Bryant seufzte, als sie an einem Klassenzimmer nach dem anderen vorbeikamen. »Waren das nicht die schönsten Tage Ihres Lebens?«

»Nein.«

Im zweiten Stock bogen sie in einen langen Flur und wurden in ein Büro geführt. Ein verblichenes Rechteck auf der Tür zeigte an, dass das Namensschild bereits abgeschraubt worden war.

Der Mann hinter dem Schreibtisch stand auf. Sein Anzug war teuer, seine Krawatte aus himmelblauer Seide. Das einheitliche Schwarz seiner Haare ließ vermuten, dass sie kürzlich gefärbt worden waren.

Er reichte Kim über den Schreibtisch hinweg die Hand. Sie wandte sich ab und betrachtete, was an den Wänden hing. Sämtliche Urkunden waren schon zusammen mit allem anderen, was an Teresa Wyatt erinnerte, entfernt worden.

Bryant nahm die ausgestreckte Hand und schüttelte sie. »Danke, dass Sie unserer Bitte nachgekommen sind, Mr Whitehouse.«

»Sie sind, wenn ich es richtig verstehe, der *stellvertretende* Schulleiter«, bemerkte Kim.

Er nickte und setzte sich hin. »Ich habe die kommissarische Schulleitung übernommen, und wenn ich Ihnen bei Ihren Ermittlungen irgendwie behilflich sein kann ...«

»Oh, davon gehe ich aus«, fiel Kim ihm ins Wort. Sein Betragen hatte etwas Unaufrichtiges. Zu auswendig gelernt. Und dann die Tatsache, dass er so eilig in Teresa Wyatts Büro gezogen und sämtliche Spuren ihrer Existenz getilgt hatte. Das war, gelinde gesagt, geschmacklos. Die Frau war noch keine zwölf Stunden tot. Seinen Lebenslauf hatte er vermutlich auch schon aktualisiert.

»Wir brauchen eine Liste des ganzen Kollegiums. Bitte sorgen Sie dafür, dass sie in alphabetischer Reihenfolge für ein Gespräch mit uns zur Verfügung stehen.«

Er schob den Kiefer vor, was ahnen ließ, dass er nicht besonders gern Anweisungen entgegennahm. Kurz überlegte Kim, ob ihm das mit allen Frauen so erging oder nur mit ihr.

Er senkte den Blick. »Selbstverständlich. Ich werde Courtney bitten, das augenblicklich für Sie einzurichten. Ich habe den Flur runter einen Raum vorbereiten lassen, der Ihren Anforderungen für die Durchführung der Befragungen mehr als genügen wird.«

Kim sah sich um und schüttelte den Kopf. »Nein, ich denke, wir kommen hier ganz gut zurecht.«

Er öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch seine guten Manieren hinderten ihn daran, seinen Anspruch auf das Büro gegen sie durchzusetzen.

Whitehouse packte ein paar Sachen vom Schreibtisch zusammen und ging zur Tür. »Courtney ist jeden Augenblick bei Ihnen.«

Als die Tür sich hinter dem stellvertretenden Schulleiter schloss, kicherte Bryant.

»Was?« Sie nahm hinter dem Schreibtisch Platz.

»Nichts, Guv.«

Er ging zu einem Stuhl seitlich des Schreibtischs und setzte sich.

Kim betrachtete die Position des dritten Stuhls für die Befragten. »Ziehen Sie den noch ein Stückchen nach hinten.«

Bryant rückte den Stuhl ein Stück näher zur Tür. Wo der Befragte sich selbst überlassen war. Wo es nichts gab, um sich aufzustützen oder anzulehnen. Jetzt konnte Kim die Körpersprache ihres Gegenübers gut beobachten.

Es klopfte leise an die Tür. »Herein«, riefen sie gleichzeitig.

Courtney trat mit einem Blatt Papier und einem Lächeln ein, das so breit war, dass es schier ihr Gesicht zu sprengen drohte. So, so, Mr Whitehouse erfreute sich also allgemein keiner großen Beliebtheit.

»Draußen wartet Mr Addlington, wenn Sie so weit sind.«

Kim nickte. »Führen Sie ihn bitte herein.«

»Kann ich Ihnen sonst noch etwas bringen? Kaffee, Tee?«

»Auf jeden Fall. Kaffee für uns beide.«

Courtney eilte zur Tür und hatte schon die Klinke in der Hand, als es Kim wieder einfiel. »Danke, Courtney.«

Courtney nickte und hielt dem ersten Befragten die Tür auf.

SECHS

Um Viertel nach drei am Nachmittag – nach zwölf identischen Gesprächen – schlug Kim mit dem Kopf auf den Tisch. Das Rumsen, mit dem ihr Schädel auf das Holz traf, hatte etwas zutiefst Befriedigendes.

»Ich weiß, was Sie meinen, Guv«, sagte Bryant. »Sieht aus, als hätten wir eine waschechte Heilige im Leichenschauhaus.«

Er holte ein Päckchen Hustenbonbons aus seiner Tasche. Wenn Kim richtig gezählt hatte, war es das fünfte heute.

Vor zwei Jahren hatte ein Arzt ihm nach einer Lungenentzündung geraten, die dreißig Zigaretten am Tag sein zu lassen. Um den hartnäckigen Husten loszuwerden, hatte Bryant unablässig Hustenbonbons eingeworfen. Das Rauchen hatte er aufgegeben, doch die Hustenbonbons waren ihm erhalten geblieben.

»Sie sollten die Dinger da wirklich reduzieren.«

»Nicht ausgerechnet an einem Tag wie heute, Guv.«

Wie ein eingefleischter Raucher gönnte er sich ein paar mehr, wenn er gestresst war oder sich langweilte.

»Wer ist als Nächstes dran?«

Bryant zog die Liste zurate. »Joanna Wade, Englisch.«

Kim verdrehte die Augen, da ging auch schon die Tür auf, und herein trat eine Frau in einer maßgeschneiderten schwarzen Hose und einer fliederfarbenen Seidenbluse. Ihr langes blondes Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden, der ihren starken, eckigen Kiefer hervorhob. Sie trug nur wenig Make-up.

Sie setzte sich, ohne ihnen die Hand zu schütteln, und schlug den rechten Fuß über den linken. Die Hände landeten ordentlich in ihrem Schoß.

»Wir werden Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Mrs Wade«, ergriff Kim das Wort. »Wir müssen Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

»Ms«

»Verzeihung?«

»Ms, Detective, nicht Mrs, aber nennen Sie mich bitte Joanna.«

Die Stimme war tief und kontrolliert, und sie sprach mit einem leichten nördlichen Einschlag.

»Vielen Dank, Ms Wade. Wie lange haben Sie Direktorin Wyatt gekannt?«

Die Lehrerin lächelte. »Sie hat mich vor fast drei Jahren eingestellt.«

»Wie war die Arbeitsbeziehung zwischen Ihnen beiden?«

Ms Wade richtete den Blick auf Kim und neigte ganz leicht den Kopf. »Wirklich, Detective, kein Vorspiel?«

Kim erwiderte ihren Blick, ohne auf die Anzüglichkeit einzugehen.

»Beantworten Sie bitte die Frage?«

»Selbstverständlich. Wir hatten ein angemessenes Arbeitsverhältnis. Nicht ohne Auf und Ab, wie das, finde ich, zwischen den meisten Frauen so ist. Teresa war eine äußerst fokussierte Direktorin, unnachgiebig in ihren Ansichten und Überzeugungen.«

»Inwiefern?«

»Unterrichtsmethoden haben sich seit Teresas Zeiten im Klassenzimmer weiterentwickelt. Oft ist Kreativität gefordert, um Wissen in junge, fruchtbare Köpfe zu bringen. Wir haben alle versucht, uns an eine sich wandelnde Kultur anzupassen, doch Teresa hielt fest, und wer etwas anderes versuchte, wurde entsprechend zurechtgewiesen.«

Während Joanna Wade sprach, schätzte Kim ihre Körpersprache als offen und aufrichtig ein. Ihr fiel auch auf, dass die Frau den Blick kein einziges Mal auf Bryant gerichtet hatte.

»Können Sie mir ein Beispiel nennen?«

»Vor zwei Monaten hat ein Schüler einen Aufsatz eingereicht, dessen Text zur Hälfte aus Abkürzungen bestand, die im Allgemeinen bei SMS oder auf Facebook benutzt werden. Da habe ich alle dreiundzwanzig Schülerinnen und Schüler zu ihren Schließfächern geschickt, um ihre Handys zu holen. Dann bestand ich darauf, dass sie sich zehn Minuten lang gegenseitig SMS schreiben und zwar in grammatikalisch korrektem Englisch, einschließlich der richtigen Satzzeichen. Das kam ihnen vollkommen schräg vor, aber sie haben kapiert, worum es mir ging.«

»Und das wäre?«

»Dass die Methoden der Kommunikation nicht beliebig übertragbar sind. So etwas ist seither nicht mehr vorgekommen.«

»Und Teresa war nicht begeistert?«

Ms Wade schüttelte den Kopf. »Nicht im Geringsten. Sie war der Meinung, der betreffende Junge hätte zum Nachsitzen verdonnert werden müssen. Das hätte die Botschaft sehr viel deutlicher rübergebracht. Ich habe gewagt, ihr zu widersprechen, was einen Vermerk über Insubordination in meiner Personalakte zur Folge hatte.«

»Das entspricht aber nicht dem Bild, das uns die anderen Mitglieder des Lehrkörpers vermittelt haben, Ms Wade.«

Die Frau zuckte die Achseln. »Ich kann für niemand

anderen sprechen, aber ich würde sagen, dass manche hier aufgegeben haben. Ihre Methoden, um die jungen Menschen zu erreichen, funktionieren nicht mehr, und sie sitzen noch die Zeit bis zur Pensionierung ab. Sie sind damit zufrieden, einfalllos und langweilig zu sein. Ich nicht.« Wieder neigte sie den Kopf zur Seite, und ein kleines Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. »Teenagern heute beizubringen, die Schönheit und Finesse der englischen Sprache anzuerkennen, ist eine wahre Herausforderung. Aber ich glaube fest daran, dass man nie vor einer Herausforderung zurückschrecken sollte. Finden Sie nicht, Detective?«

Bryant hustete.

Kim setzte ein kleines Lächeln auf. Das Selbstbewusstsein der Frau und das offene Gespräch mit ihr waren ein Hauch frischer Wind nach zwölf identischen Aussagen. Dass sie so offenkundig mit ihr flirtete, fand sie amüsant.

Kim lehnte sich zurück. »Was können Sie mir über die Frau Teresa Wyatt erzählen?«

»Möchten Sie von mir Linientreue und die Darbietung des politisch korrekten Epitaphs auf die kürzlich Verstorbene, oder soll ich offen sprechen?«

»Wir wüssten Ihre Ehrlichkeit sehr zu schätzen.«

Ms Wade stellte die Füße nebeneinander. »Als Schuldirektorin war Teresa engagiert und fokussiert. Als Frau war sie, wie ich fand, sehr egoistisch. Wie Sie auf ihrem Schreibtisch sehen, gibt es keine Fotos von etwas oder jemandem, der, die oder das ihr wichtig gewesen wäre. Sie hielt nichts davon, die Mitglieder des Lehrkörpers bis acht oder neun Uhr in der Schule festzuhalten. Einen Großteil ihrer Freizeit hat sie in Spas verbracht, beim Shoppen von Designerklamotten und mit dem Buchen teurer Urlaubsreisen.«

Bryant machte sich Notizen.

»Gibt es noch etwas, was Ihrer Meinung nach hilfreich für unsere Ermittlungen sein könnte?«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Vielen Dank, dass Sie uns Ihre Zeit zur Verfügung gestellt haben, Ms Wade.«

Sie beugte sich vor. »Wenn Sie ein Alibi möchten, Detective, ich war im Liberty Gym und habe meine Yoga-Positionen geübt. Ausgezeichnet für die Elastizität der Muskeln. Und falls Sie Interesse haben, ich bin da jeden Donnerstagabend.«

Kim begegnete ihrem Blick. Die klaren blauen Augen funkelten herausfordernd. Sie schlenderte auf den Schreibtisch zu und hielt ihr eine Visitenkarte hin.

Kim hatte keine Wahl, als die Hand danach auszustrecken. Die Frau legte ihr die Karte in die Hand und machte aus dem Kontakt ein Händeschütteln. Ihre Berührung war kühl und fest. Ihre Finger verharrten noch in der Luft, als Kim ihre Hand zurückzog.

»Hier ist meine Nummer. Rufen Sie ruhig an, wenn ich Ihnen noch irgendwie behilflich sein kann.«

»Vielen Dank, Ms Wade, Sie haben uns sehr geholfen.«

»Himmel, Guv«, sagte Bryant, sobald die Tür zu war. »Um diese Signale zu lesen, braucht man ja wohl kein Handbuch.«

Kim hob abwehrend die Hände. »Entweder man hat's, oder man hat's nicht.«

Sie steckte die Visitenkarte in ihre Jackentasche. »Noch jemand?«

»Nein, sie war die Letzte.«

Sie standen auf. »Das war's dann für heute. Fahren Sie nach Hause, und ruhen Sie sich aus«, sagte Kim.

Sie hatte das Gefühl, sie würden es brauchen.